

EDGAR WALLACE

Die gelbe Schlange
Der Engel des Schreckens
Bei den 3 Eichen

Buch

Die gelbe Schlange

Der Brite Clifford Lynne hat von seinem Vater ein wertvolles Amulett in Form einer goldenen Schlange geerbt. Doch das Schmuckstück bringt ihn in höchste Gefahr. Denn von der chinesischen Mafia wird es als Orakel hoch verehrt – und so tut sie alles, um in seinen Besitz zu gelangen ...

Der Engel des Schreckens

Wenn Jim Meredith bis zu seinem 30. Geburtstag nicht verheiratet ist, geht sein Millionen schweres Erbe an seine geldgierige Kusine. In letzter Minute wird Jims Hochzeit mit der Journalistin Lydia Beale arrangiert. Doch kaum ist die Trauung vollzogen, da wird er von Unbekannten erschossen. Und nun schwebt auch seine junge Witwe in großer Gefahr ...

Bei den 3 Eichen

Der reiche John Mandle ist an den Rollstuhl gefesselt. Als ihn nach Jahren sein alter Freund Soc Smith besucht, entdeckt dieser beunruhigt Alarmanlagen auf dem Landsitz. Am nächsten Morgen findet Smith den Hausherrn ermordet: Mandle wurde erschossen. »Bei den 3 Eichen« - Meilen von seinem Haus entfernt ...

Autor

Geboren wurde Edgar Wallace 1875 als unehelicher Sohn eines Schauspielers. Er wuchs in armen Verhältnissen auf, blieb ohne Schulabschluss und hielt sich mit Gelegenheitsjobs wie Milchhändler, Maurergehilfe oder Zeitungsverkäufer über Wasser. Schließlich begann er kleine Artikel für die Zeitung zu schreiben. Mit Erfolg: Er arbeitete sich hoch bis zum Chefredakteur. Später lebte er als freier Schriftsteller und schrieb Sachbücher, Lyrik und Theaterstücke, 1904 schließlich seinen ersten Krimi (»Die vier Gerechten«) – das Debüt einer beispiellosen Karriere. Edgar Wallace verfasste 175 Romane, 24 Theaterstücke, eine große Anzahl von Kurzgeschichten, Essays, Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln und Drehbüchern. Die Filme, die nach seinen Vorlagen gedreht wurden, sind kaum zu zählen. Edgar Wallace verstarb hoch verschuldet 1932 in Hollywood.

Von Edgar Wallace außerdem bei Goldmann lieferbar:

Der Hexer. Roman (5292) · Der Zinker. Roman (5372) · Der Frosch mit der Maske/Das Gasthaus an der Themse/Der grüne Bogenschütze. Drei Romane in einem Band (5538/55503) · Der Hexer/Die blaue Hand/Das Geheimnis der gelben Narzissen. Drei Romane in einem Band (55502) · Der schwarze Abt/Die seltsame Gräfin/Die toten Augen von London. Drei Romane in einem Band (55504) · Die Tür mit den sieben Schlössern/Die Bande des Schreckens/Der Doppelgänger. Drei Romane in einem Band (55506) · Das geheimnisvolle Haus/Der Safe mit dem Rätselschloß/Die Abenteurerin. Drei Romane in einem Band (55507) · Der unheimliche Mönch/Die gebogene Kerze/Die drei Gerechten. Drei Romane in einem Band (55508) · Die Gräfin von Ascot/Das Geheimnis der Stecknadel/Der viereckige Smaragd. Drei Romane in einem Band (55509) · Das indische Tuch/Geheimagent Nr. 6/Der Diamantenfluß. Drei Romane in einem Band (55510)

**EDGAR
WALLACE**

**DIE GELBE
SCHLANGE
DER ENGEL DES
SCHRECKENS
BEI DEN 3
EICHEN**

Drei Romane in einem Band

PORTOBELLO

Die Originalausgabe von »Die gelbe Schlange« erschien unter dem Titel »The yellow Snake«, die Originalausgabe von »Der Engel des Schreckens« erschien unter dem Titel »The Angel of Terror« und die Originalausgabe von »Bei den 3 Eichen« erschien unter dem Titel »The three Oaks Mystery«.

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuchs sind chlorfrei und umweltschonend.

Portobello Taschenbücher erscheinen im Goldmann Verlag,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH.

Einmalige Sonderausgabe Februar 2007
Copyright © dieser Ausgabe 2007 by
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagillustration: Corbis
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
KC · Herstellung: we
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-55505-5
www.portobello-verlag.de

10 9 8 7 6 5 4 3 2 1

EDGAR
WALLACE
**DIE GELBE
SCHLANGE**

Roman

Aus dem Englischen
von Mercedes Hilgenfeld

Joe Brays Haus in Siangtan war ein außergewöhnliches Bauwerk. Aber auch Joe Bray selbst war eine außergewöhnliche Persönlichkeit, sogar für China, wohin doch seit den Tagen Marco Polos schon so viele bedeutende Männer gekommen sind.

Entworfen hatte dieses steinerne Haus Pinto Huelló, ein trunksüchtiger portugiesischer Architekt, der sein Vaterland unter recht schimpflichen Umständen hatte verlassen müssen und schließlich über Kanton und Wuchau in diese riesige, unordentliche Stadt verschlagen worden war.

Nach allgemeiner Ansicht hatte Pinto die Baupläne nach einer wilden Nacht in einer Opiumhöhle entworfen, später packte ihn jedoch die Reue, und er änderte die Zeichnungen wieder ab. Zu diesem Zeitpunkt war das Haus jedoch schon halb fertiggestellt – und so verkörperte der Teil von ›Northward‹, der eine verblüffende Ähnlichkeit mit einer berühmten Porzellanpagode hatte, Pintos berauschte Träume, während die andere Hälfte des Gebäudes die steingewordene Ernüchterung des unberechenbaren Portugiesen darzustellen schien.

Joe Bray war groß und dick, ein wahrer Berg von einem Mann, und er liebte China, Gin und seine langen Tagträume. Joe träumte von wunderbaren Dingen, die meist jenseits jeder Realität lagen; einer seiner Lieblingsträume war, daß er von diesem vergessenen Weltwinkel aus mit einem Schlag das Schicksal der gesamten Menschheit grundlegend verändern könnte.

Joe träumte, daß er wie Harun al Raschid verkleidet unter den Notleidenden wandeln und Gold auf jene regnen lassen würde, die dessen wert waren. Nur konnte er niemals die richtige Sorte von Bedürftigen finden.

China ist ein Land, das zu Träumen verleitet. Von seinem Lieblingsplatz aus konnte Joe Bray die wogenden Wasser des Siang-Kiang erblicken, der Schein der untergehenden Sonne malte purpurne Streifen auf die Wellen, die vor der weitläufigen Silhouette Siangtans auftauchten und wieder verschwanden. Die rhombenförmigen Segel der Sampane, die langsam dem großen See zuglitten, glänzten bronzefarben und golden im Abendrot,

und das summende Treiben dieses Bienenstocks von einer Stadt war aus solcher Entfernung weder zu sehen noch zu hören – auch nicht zu riechen.

Nicht, daß der alte Joe Bray etwas gegen diese Gerüche einzuwenden gehabt hätte, sie gehörten nun einmal zu China. Joe kannte dieses riesige Land von der Mandchurei bis nach Kwangsi, von Shantung bis zum Tal von Liao-Li.

Für Joe Bray war China der bedeutendste Teil der Welt, und die Greuel und den Gestank dieses Landes empfand er als ganz normal. Joe dachte wie ein Chinese, er fühlte sich fast schon als Chinese. Er hatte weite Strecken dieses Riesenreichs zu Fuß durchquert, und er hatte seinen Weg aus mehr verbotenen Orten freigekämpft als irgendein anderer Mann zu jener Zeit. Im Namen jenes verrufenen Fu Chi-Ling, der damals Gouverneur von Sukiang war, hatte Joe Bray halbnackt auf seine Hinrichtung gewartet – aber er war auch mit großen Ehren in der Sänfte eines Mandarins zum Palast der Tochter des Himmels getragen worden.

Joe Bray, der Opportunist. Von Geburt war er Engländer; als aber Amerika in China mehr in Gunst kam, wechselte Joe bedenkenlos seine Nationalität und wurde Amerikaner. Er war steinreich; sein Haus auf dem Hügel an der Flußbiegung war ein Palast. Joe besaß Kohlenbergwerke und Kupferminen und war an Unternehmen beteiligt, die sich bis zu den Goldfeldern am Amur erstreckten. In den letzten Jahren hatte er ein enormes Vermögen angehäuft.

Joe hatte es sich in einem Liegestuhl bequem gemacht und gab sich seiner Lieblingsbeschäftigung hin, aber selten kamen seine Träume einer Verwirklichung so nahe wie die Vision, die ihn gerade erfüllte. Neben ihm saß Fing Su, der für einen Chinesen ungewöhnlich groß war und auch nach europäischen Maßstäben blendend aussah. Außer den schräggeschnittenen schwarzen Augen war nichts typisch Chinesisches an seinem Gesicht. Fing Su hatte den empfindsamen Mund und die gerade, feine Nase seiner französischen Mutter; von seinem Vater, dem gerissenen Kaufmann und Abenteurer Shan Hu, stammte das pechschwarze Haar und die eigentümlich blasse Hautfarbe. Fing Su trug einen

dick wattierten Seidenrock und formlose Beinkleider, die in die Filzschuhe gesteckt waren. Seine Hände verbarg er mit chinesischer Höflichkeit in den weiten Rockärmeln.

Joe Bray seufzte und nippte an seinem Glas.

»Es mußte ja alles so kommen, Fing Su. Ein Reich, das keinen Kopf und keine Füße hat, ist auch unfähig, sich zu regen. Überall jämmerlicher Stillstand, alles geht schief! Das ist China heute! Früher einmal gab es hier tüchtige Kerle – die Mings, und der alte Hart und Li Hung!«

Er seufzte wieder, mit seinen Kenntnissen über das alte China und seine Dynastien war es nicht weit her.

»Geld bedeutet gar nichts, wenn man nicht die richtige Verwendung dafür hat. Schauen Sie mich an, Fing Su! Ich bin zwar einige Millionen wert – aber ich habe weder Kind noch Kegel! Meine Familie ist beinahe ausgestorben!«

Er rieb sich sinnend die Nase.

»Beinahe ausgestorben«, wiederholte er gedankenvoll. »Wenn gewisse Leute das täten, was ich will, würde sich das ändern, aber ob gewisse Leute dazu bereit sind, ist eben die Frage!«

Fing Su musterte Joe mit seinen unergründlichen Augen.

»Man sollte meinen, daß Sie nur einen Wunsch auszusprechen brauchten, und schon wäre er erfüllt!«

Der junge Chinese sprach in jenem übertrieben gedehnten Tonfall, der an der Universität Oxford üblich ist, und nichts machte Joe Bray mehr Freude, als die Stimme seines Schützlings zu hören. Die Kultur, die daraus sprach, die fehlerlose Konstruktion jedes Satzes, die unbewußte Überlegenheit in Ton und Ausdrucksweise waren Musik in den Ohren des Träumers.

Fing Su hatte tatsächlich sein Examen in Oxford bestanden, war Bachelor of Arts – und Joe Bray hatte dieses Wunder bewirkt.

»Sie sind ein gebildeter Mann, Fing Su, und ich bin ein altes Rauhbein. Ich habe keine Ahnung von Geschichte, Geographie oder dergleichen, und Bücher interessieren mich nicht – haben es nie getan.«

Joe trank den letzten Schluck aus seinem Glas und holte tief Atem.

»Ich möchte noch über eine Sache mit Ihnen sprechen, mein Junge – über die Aktien, die Sie von mir bekommen haben . . .«

Eine lange und peinliche Pause entstand. Der Sessel knarrte, als der dicke Mann sich bewegte.

»Er hat gesagt, ich hätte sie Ihnen keinesfalls geben dürfen. Im Grunde sind sie ja auch wertlos. Es war eine von seinen Ideen, daß diese Aktien nicht an der Börse gehandelt werden sollen. Die Dinger sind also keinen Cent wert.«

»Weiß er denn, daß ich die Aktien habe?« fragte Fing Su.

Genau wie Joe nannte er Clifford Lynne nie beim Namen, sondern bezeichnete ihn immer nur mit »er«.

»Kann sein«, murmelte Joe unsicher. »Jedenfalls hat »er« neulich abends davon gesprochen und bestand ausdrücklich darauf, daß ich niemandem Aktien abgeben dürfe, auch nicht eine einzige!«

»Mein verehrter und ehrenwerter Vater hat neun besessen«, erklärte Fing Su mit seidenweicher Stimme, »und ich habe jetzt vierundzwanzig.«

Joe rieb sein unrasiertes Doppelkinn; er war sehr beunruhigt.

»Sie sind immer ein guter Jønge gewesen, Fing Su . . . Sie können Latein und haben Philosophie und sonstwas studiert. Ich halte viel von Bildung, und ich werde immer etwas für Sie tun!« Er zögerte und nagte an seiner Unterlippe. »Ich bin keiner von denen, die erst etwas geben und es nachher zurück haben wollen. Aber von was für einer Sorte »er« ist, wissen Sie ja, Fing Su.«

»Er haßt mich«, erklärte Fing Su leidenschaftslos. »Gestern nannte er mich eine gelbe Schlange.«

»So weit ist er gegangen?« fragte Joe trübselig. Aus dem Ton seiner Stimme war herauszuhören, daß er diese Differenzierung gern aus der Welt geschafft hätte, aber er sah noch keine Möglichkeit dazu.

»Früher oder später werde ich ihn schon herumkriegeln!« Joe bemühte sich, zuversichtlich zu erscheinen. »Mir schwebt schon etwas vor . . .«

Unwillkürlich lächelte er bei dem Gedanken an sein Vorhaben, aber gleich darauf wurde er wieder ernst.

»Noch einmal zu diesen Aktien: Ich werde Ihnen ein paar

tausend Pfund Sterling dafür zahlen. Die Dinger sind zwar keinen Penny wert, aber trotzdem sollen Sie ein paar Tausender dafür haben.«

Der Chinese bewegte sich lautlos in seinem Stuhl und sah seinen Gönner aus dunklen Augen voll an.

»Mr. Bray, was soll ich mit Geld anfangen?« fragte er fast demütig. »Mein ehrenwerter Vater hat mir ein großes Vermögen hinterlassen, und ich selbst habe nur wenig Bedürfnisse.«

Fing Su warf den Rest seiner Zigarette fort und rollte sich mit großer Geschicklichkeit eine andere.

»In Shanghai und Kanton wird davon gesprochen, daß die Yünnan-Gesellschaft mehr Geld besitzt, als die jetzige Regierung jemals zu sehen bekommen hat«, fuhr er dann langsam fort. »Man redet davon, daß die Lolo-Männer im Liao-Tal Gold gefunden haben –«

»Das haben *wir* gefunden«, unterbrach ihn Joe selbstzufrieden. »Diese Lolos konnten doch gar nichts finden –«

»Aber das ist doch totes Kapital für Sie«, erklärte Fing Su.

»Durchaus kein totes Kapital! Bringt viereinhalb Prozent«, brummte Joe vor sich hin.

Fing Su lächelte.

»Viereinhalb Prozent! Und Sie könnten hundert Prozent daraus machen. Oben in Shansi liegen Millionenwerte an Kohlen. Daß Sie selbst nichts unternehmen können, weiß ich. Dazu brauchte man einen starken Mann in der ›Verbotenen Stadt‹, der die notwendigen Befehle geben müßte – und der sich auch durchsetzen könnte. Aber auch der starke Mann kann ohne eine hervorragende Armee nichts tun. Hierfür sollten Sie Ihr Geld anlegen.«

»Ich weiß nicht recht!« Joe Bray sah sich unruhig um. Der dicke Mann verabscheute politische Intrigen und wußte, daß ›er‹ sie ausgesprochen haßte.

»Fing Su«, begann er verlegen, »der amerikanische Konsul mit dem langen Gesicht hat gestern bei mir gespeist. Er war sehr aufgebracht über Ihren Klub der ›Freudigen Hände‹, der sich anscheinend schon überall breitmacht. Die Zentralregierung hat bereits eine Untersuchung eingeleitet. Letzte Woche war Ho Sing

bei mir und wollte wissen, wann Sie wieder nach London zurückkehren.«

Die dünnen Lippen des Chinesen verzogen sich zu einem schmalen Lächeln.

»Man legt meinem kleinen Klub zuviel Gewicht bei«, erklärte er kühl. »Wir betreiben keine Politik, die ›Freudigen Hände‹ sind eine rein gesellschaftliche Organisation . . . Aber noch einmal zu Ihrer Yünnan-Gesellschaft: Meinen Sie nicht, daß es eine ausgezeichnete Idee wäre, die Reserven dieser Gesellschaft zum Aufbau der Armee zu verwenden?«

Joe Bray winkte heftig ab. »Ganz und gar nicht. Die Reserven kann ich sowieso nicht angreifen. Aber was die Aktien betrifft, Fing Su . . .«

»Die liegen bei meinem Bankier in Shanghai, Sie sollen sie zurückbekommen«, versprach er geschmeidig. »Ich möchte nur, daß mir das Wohlwollen meines Freundes erhalten bleibt, für den ich nur Respekt und Bewunderung empfinde . . . ›Gelbe Schlange! Wie unfreundlich!«

Die Sänfte Fing Sus hatte gewartet, um ihn nach Hause zu tragen, und Joe Bray sah den trabenden Kulis so lange nach, bis eine Wegbiegung sie seinen Blicken entzog.

Vor der Tür von Fing Sus kleinem Haus hockten drei Männer. Der Chinese entließ seine Träger und winkte die Leute in den dunklen Raum, der ihm als Arbeitszimmer diente.

»Zwei Stunden nach Sonnenuntergang wird Clifford Lynne«, – jetzt nannte er ihn mit seinem wirklichen Namen – »durch das Tor des Wohltätigen Reises kommen. Tötet ihn und bringt mir alle Papiere, die er bei sich trägt.«

Clifford Lynne war pünktlich auf die Minute, doch er kam durch das Mandarin-Tor, und die Meuchelmörder verfehlten ihn. Sie berichteten es ihrem Herrn, doch der wußte bereits, daß Lynne zurückgekehrt war und auf welchem Weg.

»Es gibt viele Möglichkeiten, einen Plan durchzuführen«, murmelte Fing Su, Bachelor of Arts. »Und vielleicht ist es gut, daß es nicht jetzt geschehen ist, während ich in der Stadt war. Morgen reise ich nach England – aber ich komme zurück, mit großer Macht werde ich zurückkehren!«

Genau sechs Monate nach Fing Sus Abreise nach Europa tagten die Teilhaber der Firma Narth Brothers hinter verschlossenen Türen in ihrem Konferenzraum. Den Vorsitz hatte Stephen Narth; sein schwammiges, weißes Gesicht mit den tief eingegrabenen Falten ließ erkennen, daß er sehr beunruhigt war.

Zu seiner Rechten saß Major Gregory Spedwell, gelb und leichenhaft, mit schwarzem, krausem Haar und nikotingebräunten Fingern. Er hatte eine nicht rein militärische Vergangenheit.

Ihm gegenüber hatte Ferdinand Leggat Platz genommen, ein wahrer John-Bull-Typ mit gesundem, frischem Gesicht und einem Backenbart; in Wirklichkeit entsprach aber die Solidität seiner Erscheinung durchaus nicht seinem Charakter, denn ›John Bull Leggat‹ hatte Höhen und Tiefen des Lebens durchgemessen, die ihm selbst fast unglaublich vorkamen – bevor er seinen Anker in dem verhältnismäßig respektablen Hafen der Firma Narth Brothers Ltd. festmachte.

Es hatte einmal eine Zeit gegeben, in der der Name der Firma Narth Brothers in der City von London so über allen Zweifel erhaben war, daß man bei ihm schwören konnte. Thomas Ammot Narth, der Vater des jetzigen Firmenchefs, hatte nur ganz einwandfreie, wenn auch begrenzte Geschäfte an der Börse gemacht, und die Firma galt für ihre Klienten als eines der vornehmsten Häuser Englands.

Sein Sohn hatte zwar den Geschäftssinn, nicht aber die Urteilskraft seines Vaters geerbt. Das führte dazu, daß er zwar den Kundenkreis vergrößerte, daß aber die Moral dieser neuen Kunden nicht den strengen Maßstäben seiner alten Geschäftsfreunde entsprach. Als Stephen Narth sich schließlich wiederholt vor Gericht für die Praktiken seiner neuen Kunden verantworten mußte, zogen sich die alten Freunde seines Hauses zurück und es kam so weit, daß er schließlich nur noch einen Angestellten und einen Börsenagenten beschäftigen konnte. So erzielte er zwar hin und wieder noch einträgliche Gewinne, aber das beständige, sichere Einkommen, die solide Grundlage des Geschäfts war dahin.

In schlechten Zeiten hatte Stephen Narth sich damit durchgeschlagen, daß er allerlei Gesellschaften gründete. Die meisten gerieten nach kurzer Zeit in Liquidation.

Diese Abenteuer hatten Stephen Narth mit Mr. Leggat, einem galizischen Ölspekulanten, zusammengebracht, der außerdem noch eine Theateragentur sowie ein Kreditinstitut betrieb und an mancherlei fragwürdigen Unternehmen beteiligt war.

Die Angelegenheit aber, die die drei Teilhaber der Firma um neun Uhr morgens in ihrem Büro im Manchester House zusammenführte, hatte nichts mit den gewöhnlichen Geschäften der Firma zu tun. Mr. Leggat polterte:

»Wir wollen doch die Sache beim richtigen Namen nennen. Unser Geschäft ist bankrott. Bei der Abwicklung des Konkursverfahrens werden Dinge zur Sprache kommen, die weder Spedwell noch mich, sondern lediglich Narth etwas angehen. Ich habe mit dem Geld der Firma nicht spekuliert, ebensowenig Spedwell.«

»Sie haben gewußt –« begann Narth erregt.

»Gar nichts habe ich gewußt«, brachte Leggat ihn zum Schweigen. »Die Bücherrevisoren stellten fest, daß für eine Summe von fünfzigtausend Pfund keine Belege vorhanden sind. Jemand hat eben an der Börse gespielt, aber das war weder ich noch Spedwell.«

»Aber Sie selbst hatten mir doch das geraten –«

Mr. Leggat hob schon wieder abwehrend die Hand.

»Wir wollen keine Zeit verschwenden mit Vorwürfen. Kurz und gut, es fehlen fünfzigtausend Pfund. Wo und wie können wir das Geld auftreiben?«

Er warf einen Blick zu Spedwell, der mit einem sarkastischen Zwinkern antwortete.

»Sie haben leicht reden«, ereiferte sich Narth. Er wischte sich mit dem Taschentuch über die Stirn. »Vergessen Sie nicht, daß Sie beide an der Petroleumspekulation beteiligt waren – Sie alle beide!«

Mr. Leggat verzog seinen Mund und zuckte mit den Schultern, zog es aber vor, zu schweigen.

»Fünfzigtausend Pfund sind eine Menge Geld.« Spedwell ergriff zum erstenmal das Wort.

»Sehr viel Geld«, stimmte sein Freund zu und wartete darauf, daß Mr. Narth etwas sagen sollte.

»Wir sind heute nicht zusammengekommen, um längst bekannte Tatsachen zu erörtern«, rief Narth ungeduldig, »sondern um einen Ausweg zu finden. Wie können wir die Sache in Ordnung bringen, das ist hier die Frage.«

»Die Antwort ist ganz einfach«, erklärte Mr. Leggat ruhig. »Ich für meine Person habe keine Lust, ins Gefängnis zu wandern, und man sagt, Wormwood Scrubbs ist ein miserabler Ort. Wir müssen – richtiger Sie, Narth, müssen das Geld auftreiben. Es bleibt nur eine Möglichkeit«, fuhr er langsam fort und sah Stephen Narth scharf an. »Sie wissen, an welche ich denke. Sie sind der Neffe oder Vetter von Joseph Bray, einem der reichsten Männer der Welt – und ganz sicher der reichste Mann in China. Soviel ich gehört habe, bekommen Sie und Ihre Familie eine jährliche Rente von diesem Gentleman –«

»Zweitausend im Jahr«, unterbrach Narth ihn barsch. »Aber das hat gar nichts mit unserem Geschäft zu tun!«

Mr. Leggat wechselte einen Blick mit dem Major und grinste.

»Der Mann, der Ihnen jährlich zweitausend Pfund gibt, muß doch für Sie erreichbar sein. Für Joseph Bray bedeuten fünfzigtausend Pfund nur so viel!« Dabei schnippte er mit den Fingern. »Mein lieber Narth, verkennen Sie Ihre Situation nicht: In vier Monaten oder schon eher wird man Ihnen in Old Bailey den Prozeß machen, wenn Sie das Geld nicht beschaffen können. Die Bluthunde werden bald auf Ihrer Spur sein.«

»Auf der Spur von uns allen dreien«, gab Narth boshaft zurück. »Vergessen Sie nicht, daß ich nicht allein verurteilt werde! Aber schlagen Sie sich nur den Gedanken aus dem Kopf, daß ich Joe Bray dazu überreden könnte, mir auch nur einen Cent mehr zu schicken. Er ist hart wie Eisen und sein Geschäftsführer ist noch härter.«

Wieder ging ein Blick geheimen Einverständnisses zwischen Mr. Leggat und Major Spedwell hin und her. Dann standen beide wie auf ein verabredetes Zeichen auf.

»Wir werden übermorgen wieder zusammenkommen«, erklärte Leggat. »Und Sie werden gut daran tun, in der Zwischenzeit nach China zu kabeln. Die einzige Möglichkeit, die dann noch bleibt, dürfte für Mr. Bray noch erheblich unangenehm sein, als seinen Verwandten im Zuchthaus zu wissen.«

»Was wollen Sie damit sagen?« fuhr Narth ihn an.

»Ich meine damit«, sagte Mr. Leggat gedehnt und zündete sich umständlich eine Zigarre an, »ich meine damit die Hilfe eines gewissen Grahame St. Clay.«

»Und wer zum Teufel ist dieser Grahame St. Clay?« fragte Narth verblüfft.

Aber Mr. Leggat lächelte nur geheimnisvoll.

3

Gewöhnlich verließ Stephen Narth sein Büro in der Old Broad Street um vier Uhr nachmittags. Um diese Zeit wartete seine Limousine, um ihn zu seiner schönen Villa in Sunningsdale zu bringen. Aber heute zögerte er mit dem Aufbruch – nicht, weil er noch zu arbeiten gehabt hätte oder weil er Zeit brauchte, um mit seiner unglückseligen Lage ins reine zu kommen, nein – er wartete auf die Post. Heute war sein monatlicher Scheck aus China fällig.

Mit Joe Bray verband ihn eine etwas weitläufige Verwandtschaft, sie waren Vettern zweiten Grades. Für lange Zeit hatte überhaupt kein Kontakt zwischen ihnen bestanden, denn als die Brays bettelarm waren und die Narths noch zu den königlichen Kaufleuten zählten, nahmen sie kaum Notiz von Joes Unternehmungen. Erst als Mr. Narth vor zehn Jahren einen Brief seines Veters erhielt, in dem dieser die verwandtschaftlichen Beziehungen aufleben lassen wollte, erfuhr er von der Existenz Joe Brays. Damals war Mr. Stephen Narth nahe daran, den gekritzeltten Brief zu zerreißen und in den Papierkorb zu werfen. Er hatte gerade genug mit sich allein zu tun und konnte sich nicht um das Geschick entfernter Verwandter kümmern. Doch

kurz bevor er zu Ende gelesen hatte, entdeckte er, daß der Absender der berühmte Bray war, dessen Name an allen Börsen der Welt Klang und Geltung hatte – der weltbekannte Joe Bray von der Yunnan-Gesellschaft. So wurde Joe Bray äußerst wichtig für ihn.

Sie hatten sich noch niemals gesehen; Stephen Narth besaß lediglich eine Fotografie des alten Mannes, auf der er aber so grimmig und hart dreinschaute, daß Stephen lieber gleich darauf verzichtet hatte, sich um weitere Hilfe an ihn zu wenden.

Kurz nach fünf Uhr betrat Perkins, sein Sekretär, das Büro und überbrachte Narth den erwarteten Brief.

»Miss Joan kam heute nachmittag hierher«, meldete er.

»So«, murmelte Stephen Narth gleichgültig.

Joan war eine Bray, eines der beiden Mitglieder des jüngeren Zweiges der Familie. Sie war eine entfernte Nichte und war in Stephens Haus aufgewachsen, wo man ihr die solide, aber keineswegs kostspielige Erziehung angedeihen ließ, wie sie armen Verwandten zukommt. Ihre Stellung in seinem Haushalt war schwer zu beschreiben. Joan war wirklich sehr brauchbar: Sie konnte dem Hauswesen vorstehen, wenn seine Töchter abwesend waren, sie konnte die Bücher führen und einen Hausverwalter ersetzen oder auch notfalls ein Dienstmädchen. Obwohl sie etwas jünger als Letty und sehr viel jünger als Mabel war, verstand sie es ausgezeichnet, für Stephens beide Töchter als Anstandsdame zu fungieren.

Manchmal begleitete sie die beiden Mädchen ins Theater, und gelegentlich durfte sie auch an einem Tanzvergnügen teilnehmen, wenn gerade eine Dame fehlte. Aber für gewöhnlich blieb Joan im Hintergrund. Manchmal hielt man es sogar für überflüssig, sie bei Einladungen mit an der Tafel sitzen zu lassen; dann mußte sie die Mahlzeit in ihrer Dachstube einnehmen – und in Wahrheit war sie gar nicht böse darüber.

»Was wollte sie denn?« fragte Mr. Narth und schnitt den Umschlag des sehnlichst erwarteten Briefes auf.

»Miss Joan wollte wissen, ob sie etwas nach Sunningdale mitnehmen sollte; sie war in die Stadt gekommen, um für Miss Letty einige Einkäufe zu machen«, berichtete der alte Schreiber

und fuhr fort: »Außerdem fragte Miss Joan, ob schon eine der beiden jungen Damen wegen der Chinesen telefoniert habe.«

»Wegen welcher Chinesen?«

Perkins erklärte den Zusammenhang. Am Morgen waren in der Gegend von Sunny Lodge zwei gelbhäutige Burschen aufgetaucht, beide nur mangelhaft bekleidet. Sie hätten im hohen Gras der Wiese gelegen, als zufällig Miss Letty an ihnen vorbeigekommen war. Da seien sie aufgesprungen und davongerannt.

Letty, die an nervösen Anfällen litt, war dadurch erschreckt worden.

Perkins schloß: »Miss Joan glaubt, daß die Leute zu einer Zirkustruppe gehören, die heute morgen durch Sunningdale gezogen ist.«

Mr. Narth fand die Sache nicht so außergewöhnlich, daß man sie der Ortspolizei melden müßte, und vergaß sie gleich darauf.

Nervös zerrte er den Inhalt aus dem Briefumschlag. Es war der erwartete Scheck darin und außerdem ein ungewöhnlich langer Brief. Joe Bray beschränkte sich im allgemeinen darauf, nur einen Gruß beizufügen. Neugierig begann Stephen Narth zu lesen, er war erstaunt, daß sein Vetter plötzlich so mitteilksam geworden war. Die kritzelige Handschrift Joe Brays war nur schwer zu entziffern.

›Lieber Mr. Narth (Joe nannte ihn niemals anders), ich glaube, Sie werden sich wundern, wenn ich Ihnen einen so langen Brief schreibe. Nun, ich muß Ihnen mitteilen, daß ich einen bösen Anfall hatte und mich nur ganz langsam davon erhole. Der Arzt weiß nicht, wie lange ich noch zu leben habe. Deshalb entschloß ich mich, mein Testament zu machen; der Rechtsanwalt Mr. Albert van Rys hat es aufgesetzt. Lieber Mr. Narth, ich habe, wie Sie wohl wissen, schon immer für Ihre Familie große Bewunderung gehegt, und ich habe lange darüber nachgedacht, wie ich Ihnen helfen könnte. Ich bin zu folgendem Entschluß gekommen: ich möchte, daß mein Geschäftsführer, Clifford Lynne, jemand aus meiner Familie

heiratet, um die Linie fortzuführen. Clifford Lynne lebt seit seiner frühesten Kindheit in meinem Hause und ist wirklich ein guter Junge. Zu meinem Geschäftsführer habe ich ihn gemacht, als ich diese Goldminen entdeckte. Soviel ich weiß, haben Sie drei Mädchen in Ihrer Familie, zwei Töchter und eine Nichte. Falls eines dieser Mädchen sich dazu entschließt, Clifford Lynne zu heiraten, werde ich Ihnen, Mr. Narth, zwei Drittel, und Clifford Lynne ein Drittel meines Anteils an der Goldmine vermachen. Andernfalls, das heißt, wenn keines der Mädchen mit der Heirat einverstanden ist, erhält Lynne mein gesamtes Vermögen und Sie gehen leer aus. Die Hochzeit muß aber vor dem 31. Dezember dieses Jahres stattgefunden haben. Clifford Lynne ist bereits unterwegs und wird in wenigen Tagen bei Ihnen sein. Bedenken Sie also, daß Sie im Falle meines Todes gar nichts erhalten werden, wenn Sie auf meinen Vorschlag nicht eingehen.

Stephen Narth sperrte vor Staunen den Mund auf und in seinem Kopf drehte sich alles. Das war die Rettung, und sie kam aus einer Richtung, aus der er sie nicht erwartet hatte! In großer Eile läutete er seinem Sekretär und gab ihm einige Instruktionen. Dann rannte er die Treppe hinunter, sprang in seinen Wagen und sauste nach Sunningdale. Den ganzen Heimweg grübelte er über den ungewöhnlichen Vorschlag nach.

Natürlich mußte Mabel diesen Clifford Lynne heiraten, schließlich war sie die Älteste! Oder auch Letty – jedenfalls hatte er das Geld schon so gut wie in der Tasche . . .

Als sein Wagen die von blühenden Rhododendren gesäumte Einfahrt hinanfuhr, war Stephen bester Laune und sprang mit einem so strahlenden Lächeln aus dem Auto, daß Mabel, die auf ihn gewartet hatte, sofort erkannte, daß etwas Außergewöhnliches geschehen sein mußte. Sie lief auf ihn zu, und auch Letty trat in diesem Augenblick aus der Haustür. Es waren recht hübsche Mädchen, ihr Vater hätte sie sich nur ein wenig schlanker gewünscht. Außerdem war die älteste schon ein bißchen nörgelig in ihrer Lebensbetrachtung, und das war gelegentlich ziemlich unangenehm.

»Hast du schon von den scheußlichen Chinesen gehört?« Mabel überfiel ihn förmlich, als Stephen aus dem Wagen kletterte. »Die arme Letty hätte fast einen Anfall vor Schreck bekommen!«

An jedem anderen Tag hätte Narth ihr barsch befohlen, den Mund zu halten, denn er war ein Mann, der es haßte, mit alltäglichem Kleinkram belästigt zu werden. Es interessierte ihn überhaupt nicht, daß ein oder zwei gelbe Eindringlinge über seinen Rasen gegangen waren. Aber heute brachte er es fertig, nachsichtig zu lächeln.

»Meine Liebe, darüber braucht man sich doch nicht aufzuregen. Perkins hat es mir erzählt. Wahrscheinlich waren die armen Burschen genauso erschrocken wie Letty. Aber jetzt kommt mit in die Bibliothek; ich habe etwas sehr Wichtiges mit euch zu besprechen!«

Er nahm die beiden Mädchen mit in den elegant ausgestatteten Raum, schloß sorgfältig die Tür und berichtete dann die erstaunlichen Neuigkeiten. Zu seiner nicht geringen Verwunderung hüllten sich seine Töchter in Schweigen. Mabel steckte sich ihre unvermeidliche Zigarette an, tat ein paar lange Züge, klopfte die Asche auf den kostbaren Teppich, wechselte einen Blick mit ihrer Schwester und sagte gedehnt:

»Für dich, Vater, ist das alles ja sehr schön, aber was haben wir denn davon?«

»Was ihr davon habt?« rief ihr Vater verblüfft. »Das ist doch ganz klar. Dieser Mann bekommt doch den dritten Teil des Riesenvermögens . . .«

»Aber wieviel von diesem Drittel springt für uns dabei heraus?« fragte Letty, die jüngere der beiden Schwestern. »Doch ganz abgesehen davon – wer ist denn dieser Mann? Mit all dem Geld könnten wir eine ganz andere Partie machen, als ausgerechnet den Geschäftsführer einer Mine heiraten.«

Stephen Narth fand keine Worte.

Das Schweigen wurde von Mabel unterbrochen.

»Natürlich müssen wir alles noch mit dir besprechen und zu einer Regelung kommen«, überlegte sie laut. »Aber dieser alte Herr scheint sich einzubilden, daß es für ein Mädchen nur dar-

auf ankommt, daß ihr Mann Geld hat. Mir genügt das noch lange nicht!«

Stephen Narth lief es kalt den Rücken herunter. Er hätte sich nicht träumen lassen, hier so heftigen Widerstand zu finden.

»Aber begreift ihr denn nicht, daß wir nichts, aber auch gar nichts bekommen, wenn keine von euch diesen Mann heiratet? Natürlich sollt ihr euch die Sache überlegen – aber ihr könnt doch eine so glänzende Partie nicht ausschlagen!«

»Wieviel hinterläßt Joe Bray denn eigentlich?« fragte die praktische Mabel. »Das ist doch der springende Punkt. Ich gestehe ganz offen, ich denke nicht daran, die Katze im Sack zu kaufen; und außerdem – wie wird unsere gesellschaftliche Position sein? Wahrscheinlich müßten wir doch nach China gehen und in irgendeinem erbärmlichen Nest hausen.«

Sie saß auf der Tischkante, hatte die Beine übereinandergeschlagen und wippte mit den Fußspitzen. In dieser Haltung erinnerte sie Stephen Narth an eine Bardame, die er in seiner frühen Jugend gekannt hatte. Irgend etwas stimmte in Mabels Erscheinung nicht, und das würde auch nicht ausgeglichen durch ihre kurzen Röcke und ihren wirklich hübschen Kopf mit dem kurzgeschnittenen Haar.

»Ich habe genug mitgemacht mit Sparen und Knausern«, fuhr seine älteste Tochter fort. »Und ich will dir ganz ehrlich sagen, daß du bei dieser Angelegenheit nicht auf mich zählen kannst.«

»Auf mich ebensowenig«, schloß sich Letty an. »Mabel hat ganz recht. Als Frau dieses Menschen würden wir eine erbärmliche Rolle spielen.«

»Er würde euch sicher gut behandeln.« Stephen Narth versuchte noch einmal, sie umzustimmen. Aber er fand kein Entgegenkommen.

Plötzlich sprang Mabel vom Tisch. Ihre Augen funkelten.

»Ich weiß einen Ausweg! – Das Aschenbrödel!«

»Das Aschenbrödel?« fragte er mit gerunzelter Stirn.

»Aber ja! Joan natürlich!« rief sie aus. »Lies doch den Brief noch einmal!«

Alle drei durchflogen atemlos das Schreiben, und als sie fast zu Ende gekommen waren, jubelte Letty laut auf.

»Natürlich Joan! Warum sollte sie ihn denn nicht nehmen? Das ist doch eine großartige Sache – sonst hat sie überhaupt keine Heiratschancen. Und wenn du reich wirst, ist sie hier sowieso überflüssig. Weiß der Himmel, was wir mit ihr anfangen sollten.«

»Joan!« An sie hatte Narth überhaupt nicht gedacht. Zum viertenmal las er den Brief Wort für Wort. Die Mädchen hatten recht, Joan erfüllte alle Bedingungen Joe Brays. Sie war ein Mitglied der Familie und ihre Mutter war eine geborene Narth. Bevor er noch den Brief aus der Hand legte, hatte Letty schon nach dem Diener geläutet.

»Sagen Sie Miss Bray, daß sie herkommen möchte, Palmer«, befahl sie.

Drei Minuten später trat das Mädchen ein – das Opfer, mit dem die Familie Narth die Schicksalsgötter bestechen wollte.

4

Joan Bray war einundzwanzig Jahre, sah aber viel jünger aus. Sie war schlank – Letty fand sie mager, aber das war übertrieben. Die Narths waren eher rundlich und etwas phlegmatisch, Joan dagegen war graziös und lebhaft, und jede ihrer Bewegungen war bestimmt und bewußt. Wenn sie ruhig dasaß, hatte sie die Haltung einer Aristokratin (sie weiß immer, wo sie ihre Hände hintun soll, gab Letty widerwillig zu), und wenn sie sich bewegte, geschah das in der geschmeidigen Anmut eines Menschen, dem Bewegung elementares Bedürfnis ist. Joan war zehn Jahre lang vernachlässigt, unterdrückt und beiseite geschoben worden, aber sie hatte dabei weder ihren Lebensmut noch ihr Selbstvertrauen eingebüßt.

Diese Joan stand nun mit einem halben Lächeln in ihren grauen Augen vor ihnen, sah von einem zum andern und merkte, daß irgend etwas Außergewöhnliches vorgefallen war. Die Klarheit ihres Teints und der Liebreiz ihrer Züge konnten von der etwas herausfordernden Schönheit ihrer Kusinen nicht in den

Schatten gestellt werden. Sie glich einem Bild, dessen Feinheiten keiner Glanzlichter bedurften.

»Guten Abend, Mr. Narth.« Sie redete ihn immer formell an. »Ich habe die Vierteljahresabrechnung fertiggestellt – sie ist sehr unerfreulich!«

Zu jeder anderen Zeit hätte Stephen diese Nachricht schwer getroffen, aber die Aussicht, ein größeres Vermögen zu erben, hatte ihn völlig gleichgültig gegen die Frage gemacht, ob er hundert Pfund mehr oder weniger besaß.

»Nimm doch Platz, Joan«, forderte er sie auf. Verwundert setzte sie sich.

»Bitte, lies diesen Brief.« Er reichte ihr das Schreiben.

Schweigend überflog sie es, dann lächelte sie.

»Das ist wirklich eine wundervolle Nachricht! Ich freue mich sehr für Sie.« Dann blickte sie ein wenig spöttisch von einer Kusine zur anderen. »Wer wird denn die glückliche Braut sein?«

Ihre überlegene Heiterkeit war in Mabels Augen eine Beleidigung. Die Selbstverständlichkeit, mit der Joan annahm, daß eine von ihnen sich in eine öbskure Chinesenstadt vergraben würde, trieb ihr die Zornesröte in die Wangen.

»Sei nicht töricht, Joan«, sagte sie scharf. »Diese Frage muß noch genau überlegt werden.«

Stephen Narth hatte das Gefühl, eingreifen zu müssen.

»Clifford Lynne ist ein prachtvoller Mensch, einer der besten, die es gibt«, pries er ihn begeistert, obwohl er Cliffords Charakter, Aussehen oder Verhältnisse nicht besser kannte als die irgendeines beliebigen Menschen, dem er heute nachmittag mit seinem Auto begegnet war. »Dies ist ein ganz großes Glück für uns. Übrigens ist dieser Brief hier«, er wandte sich direkt an Joan, »nicht der einzige, den ich von unserem Freund Joe erhalten habe. In einem anderen Schreiben hat er sich noch viel deutlicher geäußert.«

Joan blickte ihn an, als ob sie erwarte, daß er ihr diesen mysteriösen Brief zeigen würde. Aber er tat nichts dergleichen – aus dem einfachen Grund, weil dieser Brief nicht existierte.

»Um es kurz zu sagen, liebe Joan: Joe Bray wünscht, daß du diesen Mann heiratest.«

Langsam stand das Mädchen auf, ihre feingezeichneten Brauen schoben sich verblüfft in die Höhe.

»Er will, daß ich ihn heirate?« wiederholte sie. »Aber ich kenne den Mann doch gar nicht.«

»Wir ebensowenig«, erklärte Letty ruhig. »Darum geht es ja auch gar nicht, denn vor der Ehe kann man einen Mann ohnehin nicht wirklich kennenlernen. Seine wahre Natur kommt doch erst nach der Heirat zum Vorschein.«

Mr. Narth bedeutete Letty, zu schweigen.

»Joan«, begann er ernst, »ich bin immer gut zu dir gewesen. Ich habe dir ein Heim gegeben und habe noch mehr für dich getan, wie du wohl weißt.«

Er sah seine Töchter an und gab ihnen ein Zeichen, sich zu entfernen. Als die Tür sich hinter ihnen geschlossen hatte, fuhr er fort:

»Joan, ich muß einmal ganz offen mit dir sprechen.« Es war nicht das erstemal, daß er eine Unterredung so einleitete, und sie wußte, was jetzt kommen würde. Sie hatte einen Bruder gehabt, einen leichtsinnigen Jungen, der bei der Firma Narth angestellt und eines schlimmen Tages mit einigen hundert Pfund durchgebrannt war –, aber er hatte diese Tat mit dem Leben bezahlt. Auf der rasenden Fahrt zu einem Hafen war er mit dem Auto verunglückt – man hatte ihn auf einer Landstraße in Kent tot unter den Trümmern seines Wagens gefunden. Dann war da noch die alte kranke Mutter Joans, die in ihren letzten Lebensjahren von der Mildtätigkeit Stephen Narth's unterhalten worden war. (»Wir können sie unmöglich ins Armenhaus gehen lassen«, hatte Mabel damals gesagt. »Wenn das in die Zeitungen kommt, gibt es einen schauderhaften Skandal!« Mabel war eben Mabel, selbst im zarten Alter von sechzehn Jahren.)

»Ich möchte dich nicht an alles erinnern, was ich für deine Familie getan habe!« Er sah sie bedeutungsvoll an, und dann zählte er alles auf, was sie schon öfter von ihm gehört hatte. »Ich habe dich in mein Haus aufgenommen und habe dir eine gesellschaftliche Stellung gegeben, die du sonst nicht gehabt hättest. Jetzt hast du die Gelegenheit, dich dafür dankbar zu zei-

gen. Es ist mein ausdrücklicher Wunsch, daß du diesen Mann heiratest.«

Sie biß sich auf die Lippe, hob aber nicht den Blick.

»Hast du gehört, was ich sagte?«

Sie nickte und sah ihn nachdenklich an.

»Sie wollen also wirklich, daß ich ihn heirate?«

»Ich will, daß du eine reiche Frau wirst«, betonte er nachdrücklich. »Ich fordere kein Opfer von dir, sondern ich gebe dir die Gelegenheit, glücklich zu werden. Neun von zehn Mädchen würden sich keinen Augenblick besinnen.«

Es klopfte an die Tür. Der Diener kam herein und brachte auf einem Silbertablett ein Telegramm. Mr. Narth öffnete es, las und tat einen tiefen Atemzug.

»Er ist tot«, flüsterte er. »Der alte Joe Bray ist tot!«

Aber sogleich stellte er auch eine Berechnung an. Heute war der erste Juni. Wenn er Joan in einem Monat verheiratete, konnte er den Konkurs der Firma Narth vermeiden. Ihre Augen begegneten sich. Sein Blick war kalt, berechnend und gefühllos.

»Du wirst ihn heiraten?«

Sie nickte.

»Ja, ich denke schon«, erwiderte sie ruhig.

Erleichtert seufzte er auf. »Du bist ein sehr kluges Mädchen, und du wirst es nicht bereuen.« Er kam um den Tisch herum und nahm ihre kalten Hände in die seinen. »Ich versichere dir, Joan –«

Er wurde unterbrochen, es hatte wieder geklopft. Der Diener meldete: »Ein Herr wünscht Sie zu sprechen, Sir.«

Unmittelbar darauf trat der Besucher ins Zimmer. Er war ein großer Mann, der einen fleckigen, schlechtsitzenden Anzug aus rauhem Stoff trug. Seine Schuhe waren aus ungegerbtem Leder und sahen wie selbstgemacht aus. Ein verknittertes Hemd, das den Hals frei ließ, und ein verbeulter Hut in seiner Hand vervollständigten das Bild. Doch es war etwas in seinem Gesicht, das Joan aufmerksam machte.

Sie starrte ihn verblüfft an, solch einen Mann hatte sie noch nie zuvor gesehen. Sein Haar war lang, braun und gewellt, und

er trug einen struppigen Bart, der bis auf die Brust herabreichte.

»Wer zum Teufel –«, begann Mr. Narth verdutzt.

»Mein Name ist Clifford Lynne«, sagte die Erscheinung. »Soviel ich weiß, soll ich hier jemand heiraten. Wo ist sie?«

Narth blickte noch immer fassungslos auf den seltsamen Gast. Da begann Letty, die ihm auf dem Fuß gefolgt war, nervös zu lachen.

»Mr. Lynne –«, stotterte Stephen Narth.

Bevor der Mann jedoch antworten konnte, gab es eine Unterbrechung. Draußen in der Halle hörte man jemand mit dem Diener sprechen, und Mr. Narth schaute nach, was es wohl gebe: Das Hausmädchen hielt einen Kasten in den Händen.

»Was ist das?« fragte Narth ungehalten.

Der Diener nahm dem Mädchen den Kasten ab und brachte ihn ins Zimmer. Der Behälter war ganz neu und maß etwa einen halben Meter im Quadrat. Ein Schiebedeckel hielt ihn verschlossen.

»Mr. Lynne?« fragte der Diener verlegen, wie jemand, der in einer völlig ungewohnten Situation ist.

»Ja?«

Der bärtige Mann fuhr herum. Alle seine Bewegungen waren blitzschnell und geschmeidig, wie Joan feststellte.

»Für mich?«

Er stellte den Kasten auf den Tisch und runzelte mißtrauisch die Stirn. Auf dem Deckel waren mit roter Farbe die Worte gepinselt:

CLIFFORD LYNNE ESQ.
Bei Ankunft zu übergeben.

Als Lynne die Hand ausstreckte, um den Deckel zu öffnen, lief Joan ein Schauer den Rücken herunter. Sie hatte das sichere Gefühl einer schrecklichen Gefahr.

»Was, zum Teufel, ist das?« stieß der Fremde hervor.

Der Kasten war jetzt offen, aber man konnte nichts sehen als eine dicke Schicht weicher Watte, die sich in unheimlichen Wellen bewegte.

Plötzlich wand sich aus dem weißen Lager ein flacher, dreieckiger Kopf, dessen perlformige schwarze Augen böse funkelten.

Im Bruchteil einer Sekunde kam auch der lange, gewundene Körper der Schlange zum Vorschein, schwankte hin und her, zuckte zurück, und plötzlich schoß der häßliche Kopf vor.

Das Reptil hatte aber die Entfernung unterschätzt – und sein Ziel verfehlt. Für einen Augenblick lag die Schlange quer über den Tisch gestreckt, dann glitt sie geschmeidig auf den Fußboden. Wieder hob sich ihr Haupt, und während noch Narth und die Mädchen wie gebannt vor Entsetzen unbeweglich auf ihrem Platz verharrten, ging sie erneut zum Angriff vor . . .

Die Explosion betäubte alle – durch einen Schleier von blauem Rauch sah Joan das kopflose Ding sich aufrollen und im Todeskampf sich wieder ineinander winden . . .

»Verdammte Höllenbrut!« entfuhr es Clifford Lynne. »Wer hat die hierher gebracht?«

5

»Es war ein Chinese«, stammelte der Diener.

»Ein Chinese?«

Der Diener zeigte verschüchtert auf die geöffnete Glastür, die auf den Rasenplatz führte. Mit einem Sprung setzte Clifford Lynne hindurch und fegte wie ein Sturmwind über die Rasenfläche. Zwei Sekunden später war er hinter der hohen Buchenhecke verschwunden.

Damit war der Bann gebrochen. Letty bekam einen hysterischen Anfall, schrie und lachte und rang die Hände, so daß Joan alle Mühe hatte, sie zu beruhigen. Unter dem Tisch wand sich noch immer die getötete Schlange – und der Raum war von beißendem Qualm erfüllt.

Jetzt stürzte auch Mabel herein. Sie sah das Reptil auf dem Fußboden und starrte von ihrer Schwester zu Joan, und von Joan auf ihren aschfahlen Vater.

»Dieser fürchterliche Mensch – er hat Letty umbringen wollen!« kreischte sie.

»Ruhe jetzt!« schrie Stephen Narth und machte dem Tumult ein Ende. Er war wieder Herr im Hause.

»Haltet jetzt gefälligst den Mund! Verdammte noch mal! Die einzige, die hier Verstand hat, ist Joan. Reißt euch zusammen!« Letty erhob sich taumelnd.

»Tatsächlich eine Schlange!« Narth starrte auf das Tier herunter, seine Würde hatte einen leichten Stoß erlitten. »Puh! Bringen Sie das Ding heraus, aber fassen Sie es mit der Feuerzange an«, befahl er dem Diener. »Hat Lynne geschossen, Joan? Ich habe gar nicht gesehen, daß er eine Pistole gezogen hat.« Sie schüttelte den Kopf.

»Ich auch nicht – ich habe nur den Schuß gehört.«

Mr. Narth wies auf die Schlange; der Diener packte den noch zuckenden Schwanz mit der Zange.

»Er hat gesagt ›Verdammte Höllenbrut!‹«, bemerkte Joan in tiefem Nachdenken.

Die Mädchen sahen ihren Väter an.

»Wer war denn der Mann? Ein Landstreicher?« fragte Letty. Mr. Narth schüttelte den Kopf.

»Das war Clifford Lynne«, antwortete er, und die Schwestern schnappten nach Luft. Diese Vogelscheuche!

»Was! Das ist der Mann, der mich . . .?«

Narth blickte bedeutungsvoll zu Joan hinüber. Sie stand am offenen Fenster und hatte ihre Augen mit der Hand gegen die tiefstehende Sonne geschützt. Clifford Lynne kam im gleichen Augenblick zurück, als der Diener das tote Reptil mit der Feuerzange über den Rasen schleifte. Als Lynne die Schlange erblickte, blieb er stehen.

»Soso, ein Gelbkopf!« sagte er nachdenklich. »Ein Gelbkopf – was für ein Bursche!«

Letty dämpfte ihre Stimme, als der merkwürdige Mann gemächlich in das Zimmer geschlendert kam, die Hände in den Hosentaschen.

»Hat jemand hier in der Nähe einen Chinesen gesehen?« erkundigte er sich.

Letty und Mabel antworteten gleichzeitig, obwohl Lynne sich an die einzige Person in der Bibliothek gewandt hatte, die während des Vorfalls weder vor Angst gezittert noch sonstige Anzeichen der Panik gezeigt hatte.

»Zwei Chinesen?« wiederholte er. »Das habe ich mir doch gleich gedacht!«

Der Fremde stellte sich an die geöffnete Glastür und starrte nachdenklich in den Garten. Dann kam er zum Tisch zurück und nahm behutsam die Watte aus dem Kasten, Lage für Lage.

»Es war nur eine Schlange! Aber was für eine Idee!«

Lynne spähte wieder hinaus.

»Ich hätte eher gedacht, daß sie ein Messer nehmen würden. Diese Burschen sind hervorragende Messerwerfer. Einer von ihnen hat vor einem Jahr einen meiner Vorarbeiter auf eine Entfernung von hundertzwanzig Yards erdolcht.«

Lynne sprach nur zu Joan, und seine Stimme klang liebenswürdig und zuvorkommend.

»Haben Sie den Täter erwischt?« fragte das Mädchen.

Der bärtige Mann nickte.

»Gefangen, verurteilt und aufgehängt. Eigentlich war er ein ganz netter Kerl – aber viel zu temperamentvoll!«

Cliffords Blick fiel auf Letty, die ihre rosigen Lippen verächtlich schürzte, aber es berührte ihn anscheinend nicht.

»Sind Sie es?« fragte er schroff.

Letty fuhr zusammen.

»Nein – ich, was meinen Sie überhaupt?«

Sie wußte ganz genau, was er meinte.

»Ich soll hier irgendein Mädchen heiraten.«

Nun schaute er Mabel an, die dunkelrot wurde, und deren himmelblaue Augen vor Wut sprühten.

»Weder meine Schwester noch ich sind die Glückliche«, erklärte sie schnippisch. »Sie müssen sich an Joan wenden.«

Jetzt endlich stellte Mr. Narth seine Nichte vor.

»Oh!«

Nur »Oh!«. Das konnte alles mögliche bedeuten – Enttäuschung oder Erleichterung oder einfach nur Überraschung.

»Nun gut, hier bin ich. Und ich bin bereit für das –« Er zö-

gerte, als ob er das richtige Wort suchte. Joan hätte schwören können, daß er »Opfer« sagen wollte, aber er vollendete: »feierliche Ereignis«.

»Der alte Joe Bray ist tot«, sagte der Fremde. »Wahrscheinlich wissen Sie es schon. Armer alter Träumer! Für eine Menge Leute wäre es besser gewesen, wenn er schon vor sechs Wochen gestorben wäre. Eine gute alte Seele, ein großer alter Sportsmann, aber ein bißchen verrückt.« Lynne hatte wieder nur zu Joan gesprochen. Sie konnte ihn nun genauer betrachten. Er war etwa einsachtzig groß, und nicht einmal seine unbeschreibliche Kleidung konnte seinen tadellosen Wuchs verbergen. Das Gesicht war wettergebräunt, und braun waren auch sein Haar und sein wilder Bart sowie seine ziemlich struppigen Augenbrauen. Alles an diesem Mann strömte eine ungeheure Lebenskraft aus. Das war ihr erster Eindruck – diese überwältigende Vitalität. Verstohlen schaute sie auf seine unförmigen Schuhe; der eine war mit einem Riemen verschnürt, der andere mit Bindfaden zugebunden.

Mr. Narth hielt jetzt den Augenblick für gekommen, seine Autorität zu wahren. Die Umstände hatten ihn zur wichtigsten Person im Raum gemacht. Er war nicht nur der Herr des Hauses, sondern er war nach dem Testament auch der Hauptbegünstigte. Und dieser Mann hier war nur der Geschäftsführer des alten Joe Bray – lediglich ein Befehlsempfänger. In Zukunft würde er ihm, Stephen Narth, zu gehorchen haben, denn wenn er Joes Vermögen erbte, so ging doch damit auch zweifellos die Autorität auf ihn über, die damit verbunden war.

»Hm – Mr. Lynne, ich finde Ihre Äußerungen über den – hm – Geisteszustand meines armen Veters sehr ungehörig, und ich kann diese Verleumdungen nicht dulden.«

Der Fremde warf ihm einen merkwürdigen Blick zu.

»Oh, Sie sind Narth, nicht wahr? Ich habe schon von Ihnen gehört. Sie sind doch der Gentleman, der mit anderer Leute Geld spekuliert!«

Stephen Narth wurde blaß und rot, es verschlug ihm die Sprache. Die Brutalität dieser Feststellung lähmte ihn für den Augenblick. Und wäre Mr. Narth weise gewesen, hätte er jede

weitere Erörterung abgebrochen, entweder dadurch, daß er den Raum verließ oder indem er Lynne eine kräftige Rüge erteilte.

Lynne fügte noch kühl hinzu: »Darüber wird allgemein gesprochen, so etwas kommt ja immer ans Tageslicht.«

Jetzt hatte Stephen Narth seine Stimme wiedergefunden:

»Ich denke nicht daran, diese böswilligen Gerüchte mit Ihnen zu diskutieren«, sagte er wütend und warf ihm einen haßerfüllten Blick zu. »Jetzt haben wir andere Dinge zu erörtern, denn ich als der Hauptebe – und Eigentümer –«

»Der vermutliche Eigentümer«, murmelte Lynne, als Narth stockte. »Wahrscheinlich möchten Sie, daß ich auf meinem Posten bleibe? Ich bin nicht abgeneigt.« Dann starrte er Joan an:

»Also, wollen Sie mich nehmen?«

Sein Gesichtsausdruck war völlig ausdruckslos, beinahe einfältig.

Joan verspürte eine heftige Neigung zu lachen.

»Denn wenn Sie mich haben wollen«, fuhr er fort, »so stehe ich zur Verfügung. Der Himmel weiß, daß ich keine Lust habe, mich einem Mädchen aufzudrängen, aber Joe hat zu mir gesagt, ›Willst du mir dein Wort geben?‹, und ich habe ›Ja‹ gesagt.«

Er starrte Joan noch immer gedankenversunken an. Erwartete er etwa eine Antwort von ihr? Offenbar nicht, denn er fuhr fort:

»Die letzten Vorfälle machen die Sache allerdings kompliziert. Ich hätte nicht gedacht, daß die ›Freudigen Hände‹ uns belästigen würden – aber ich habe nun einmal mein Wort gegeben und werde es auch halten.«

Mr. Narth hielt den Augenblick für geeignet, wieder an der Unterhaltung teilzunehmen, ohne seiner Würde zu schaden.

»Die ›Freudigen Hände‹? So sagten Sie doch? Was in aller Welt sind denn die ›Freudigen Hände‹?«

Der Fremde schien nicht nachtragend zu sein, und Stephen Narth hatte das Gefühl, daß die Bemerkung, die jener vor wenigen Sekunden gemacht hatte, nur eine Feststellung von Tatsachen, ohne beleidigende Nebenabsicht, sein sollte.

»Ich habe das kleine Haus hier in der Nähe – Slaters Cottage heißt es wohl – gekauft«, sagte Clifford in seiner sprunghaften Art. »Ein unheimliches Loch, aber für meine Zwecke geeignet. Oh, ich fürchte, ich habe Ihren Teppich verdorben!« Er blickte betreten auf die Spuren der Tragödie.

»Nun, immerhin haben Schlangen kein Recht, auf Teppichen herumzukriechen«, meinte er dann erleichtert, so als ob er froh wäre, eine Entschuldigung gefunden zu haben.

Mr. Narth machte ein langes Gesicht.

»Sie wollen sich hier niederlassen?« fragte er, und es lag ihm schon auf der Zunge, dem Fremden zu empfehlen, bei weiteren Besuchen den Hintereingang zu benutzen. Aber Narth hütete sich doch davor, eine so unhöfliche Bemerkung zu machen, denn gewiß durfte man einen Mann nicht ungestraft beleidigen, der einem Anschlag auf sein Leben so gelassen begegnete, und der todbringende Waffen so schnell gebrauchen und wieder verschwinden lassen konnte, daß kein menschliches Auge die Bewegung seiner Hand wahrnahm. Deshalb sagte er:

»Slaters Cottage ist wirklich nicht gerade hübsch. Es ist tatsächlich nicht viel mehr als eine Ruine. Das Anwesen wurde mir kürzlich für hundertzwanzig Pfund angeboten, aber ich habe natürlich abgelehnt –«

»Da haben Sie sich ein gutes Geschäft entgehen lassen«, meinte Clifford Lynne ruhig. »Im Haus steht ein Kamin aus der Tudorzeit, der mindestens das Doppelte wert ist.«

Während er sprach, blickte er fast geistesabwesend auf Joan.

»Ich hätte nicht übel Lust, mich dauernd in Slaters Cottage niederzulassen«, fügte er heiter hinzu. »Da gibt es eine hübsche Spülküche, die sehr praktisch für die Hausfrau ist, außerdem zwei ganz brauchbare Zimmer – natürlich müssen erst einmal die Rattenlöcher verstopft werden. Ich selbst habe allerdings nichts gegen Ratten.«

»Und ich habe sie direkt gern«, bemerkte Joan kühl, denn sie hatte sofort die Herausforderung bemerkt und gab sie schnell zurück.

Für eine Sekunde schien der Schimmer eines Lächelns in seinen Augen aufzublitzen.

»Nun, ich werde also hier bleiben. Aber Sie brauchen um Ihr Ansehen nichts zu fürchten, denn ich werde nicht oft hier vorsprechen.« Er spitzte seine Lippen und stieß einen leisen Pfiff aus. »Dieser Chinese! Der Kerl sah mich hereinkommen und lieferte gleich seine Sendung ab. Vorher konnte er es ja auch gar nicht tun, sonst hätten sie die Bewegung des Tieres im Kasten gehört. Oder die Schlange wäre verendet, denn der Deckel hatte keine Luftlöcher.«

Mr. Narth räusperte sich.

»Wollen Sie damit sagen, daß dieses Reptil in böser Absicht gegen Sie losgelassen wurde?«

Clifford Lynne betrachtete ihn belustigt.

»Eine lebendige Giftschlange ist meiner Meinung nach nicht gerade ein Geburtstagsgeschenk«, erklärte er höflich. »Und ich hasse Gelbköpfe – sie wirken tödlich!« Er schlug sich plötzlich heftig auf den Oberschenkel und lachte laut auf: »Natürlich! Der Gelbkopf als Antwort auf ›Gelbe Schlange! Ganz klar, daß er das nicht vergessen hat!«

Wieder suchten seine Blicke das junge Mädchen.

»Jetzt habe ich doch Ihren Namen wieder vergessen... Joan, nicht wahr? Ich habe mir immer eingebildet, daß alle Joans verheiratet seien, aber das trifft wahrscheinlich eher für die Dorothys zu! Sie sind einundzwanzig Jahre alt, nicht wahr? Nun, alle Joans sind um die einundzwanzig, alle Patricias um die siebzehn, und die meisten Mary Anns leben von ihrer Pension.«

»Und alle Cliffords spielen Theater«, gab sie schlagfertig zurück. Diesmal lachte Clifford wirklich. Es war ein leises, angenehmes und kultiviertes Lachen, das so gar nicht im Einklang mit seinem verbotenen Äußeren stand. Es hatte den Anschein, daß sich unter dem abstoßenden rauhen Gewand ein ganz anderer Mensch versteckte.

»Was sagen Sie da?« Er drohte scherzend mit dem Finger. »Aber ich habe es verdient.«

Plötzlich langte er tief in die Tasche seines unbeschreiblichen Rockes, angelte eine große Messinguhr heraus und sah nach der Zeit.

»Sie geht nicht!« stellte er entrüstet fest. Energisch schüttelte er das Museumsstück und hielt es dann ans Ohr. »Wie spät ist es jetzt?«

»Sechs Uhr«, antwortete Mr. Narth.

»Aha, ich habe mir doch gleich gedacht, daß es nicht halb eins sein könne!« Er drehte an den Zeigern. »Jetzt will ich mir erst eine Wohnung in London mieten. Aber morgen oder übermorgen werde ich wieder herkommen. Auf Wiedersehen, Dorothy!«

»Sie meinen Agnes!« Joan ging vergnügt auf seinen Scherz ein und reichte ihm die Hand, die Clifford kräftig schüttelte. Er würdigte keines der anderen Familienmitglieder eines solchen Grußes, sondern verabschiedete sich mit einem Nicken, das für alle galt. Dann ging er rasch aus der Tür in die Halle. Mr. Narth, der glaubte, daß er schon fort sei, wollte gerade seinen Gefühlen Luft machen, als der bärtige Mann wieder in der Tür erschien.

»Kennt einer von Ihnen einen Herrn namens Grahame St. Clay?« fragte er.

Blitzartig erinnerte sich Stephen Narth. »Ach ja, ich kenne Mr. St. Clay, das heißt, nicht persönlich, aber einer meiner Geschäftspartner ist mit ihm befreundet.«

Clifford Lynne zog die Augenbrauen hoch.

»Aha«, meinte er ruhig. »Aber gesehen haben Sie ihn noch nicht?«

Mr. Narth schüttelte den Kopf.

»Sie können mir morgen abend erzählen, was Sie von ihm halten.«

»Aber ich werde ihn wirklich nicht treffen«, wehrte Mr. Narth ab.

»O doch, Sie werden ihn bestimmt sehen«, behauptete Clifford, und ein Schein von Mißtrauen zeigte sich in seinen klaren, grauen Augen.

Im nächsten Augenblick war er fort und schlug die Haustür hinter sich zu. Er war wirklich ein Mann mit heftigen Gewohnheiten, stellte Mr. Narth fest.

»Gott sei Dank, daß ich ihn nicht heirate«, stieß Mabel hervor, und Letty, die sich noch kaum von ihrem Anfall erholt hatte, stimmte ihr zu.

Joan sagte nichts. Sie war ziemlich verwirrt, sehr interessiert und hatte nicht die geringste Furcht.

6

Am Ende der Auffahrt, die von der Straße zum Hause führte, stand Mr. Lynnes Wagen. ›Wagen‹ war vielleicht ein etwas zu ehrenvoller Ausdruck für das Gefährt, das er einige Tage vorher für fünfunddreißig Pfund gekauft hatte. Clifford ließ den Motor stets laufen, da er dahintergekommen war, daß er ohne diese Vorsichtsmaßnahme eine halbe Stunde brauchte, die Maschine wieder in Gang zu bringen. Unter Rattern und Stoßen, Quietschen und Knarren brachte er das Auto auf die Straße und fuhr unter großem Getöse etwa hundert Meter weit, dann bog er in einen Waldweg ein.

Am Ende dieses Weges stand das graue Steingebäude Slatters Cottage. Vor einigen Jahrzehnten hatte ein Besitzer, der höher hinaus wollte, einen kleinen Säulenvorbau errichten lassen, der sich jetzt in der Mitte stark gesenkt hatte. Mehrere Dutzend Ziegel fehlten auf dem Dach und alle Fensterscheiben waren zerbrochen. Das einstöckige Gebäude bot ein Bild der Vernachlässigung und Verwüstung.

Vor dem Haustor standen drei Männer. Clifford kam gerade in dem Augenblick an, als sie sich einig geworden waren. Einer der Leute ging auf ihn zu, als er aus dem Wagen sprang.

»Mit diesem Trümmerhaufen hier können Sie nichts anfangen«, erklärte er. Wie man aus dem Zollstock ersehen konnte, der aus seiner Hosentasche hervorguckte, gehörte er dem Baugewerbe an. »Die Fußböden sind verfault, das Haus braucht ein neues Dach, und außerdem muß eine neue Wasserleitung und Kanalisation gelegt werden.«

Ohne ein Wort zu verlieren, ging Lynne an ihm vorbei in das

Gebäude. Vom Mittelgang aus, den er jetzt betrat, gingen zwei Räume ab. Am Ende der Halle war eine kleine Küche, in der ein verrosteter Herd stand. Daran schloß sich eine Spülküche. Durch die zerbrochenen Fenster an der Rückseite sah man einen verwitterten Schuppen, der aber repariert war und dadurch das Glanzstück des ganzen Anwesens bildete.

Der Fußboden ächzte und krachte unter seinen Schritten. An einer Stelle war er ganz verfault und ein großes Loch gähnte Lynne entgegen. Die alten Tapeten hingen in zerrissenen, farblosen Fetzen von den Wänden, und die Decke konnte man vor Spinnweben kaum erkennen.

Clifford kam wieder zu der Gruppe vor der Haustür. Umständlich stopfte er seine Pfeife aus einem großen Tabaksbeutel, den er aus der Tasche hervorgeholt hatte.

»Sind Sie Baumeister oder Märchenerzähler?« fragte er den Mann mit dem Zollstock.

Der Baumeister grinste.

»Ich verstehe etwas vom Bauen«, meinte er, »aber ich bin kein Zauberer. Um dieses Haus in einer Woche herzurichten, brauchte ich Aladins Wunderlampe.«

Clifford steckte seine Pfeife in den Mund und zündete sie gemächlich an.

»Wenn wir nun von der Möglichkeit absehen, den Geist aus Aladins Lampe zu engagieren, wie viele Leute brauchen Sie dann, um die Reparaturen durchzuführen?«

»Die Frage ist nicht, wie viele Leute ich anstellen kann, die Frage ist, was es kosten wird«, antwortete der Baumeister. »Sicher kann in einer Woche alles fertig sein, aber das würde Sie beinahe tausend Pfund kosten. So viel ist ja das ganze Haus nicht wert.«

Clifford paffte eine Rauchwolke in die Luft und beobachtete aufmerksam, wie sie sich zerteilte.

»Stellen Sie so viele Leute ein, wie Sie wollen und lassen Sie sie in achtstündigen Schichten Tag und Nacht arbeiten. Noch heute abend können Sie den Fußboden aufreißen. Holen Sie so viele Lastwagen, wie Sie brauchen, und lassen Sie alles Material als Eilgut verladen. Ich will Eichenfußböden haben, dann einen

Baderaum – elektrisches Licht muß gelegt werden – ferner bauen Sie eine Warmwasserleitung ein – vor die Fenster kommen eiserne Läden. Außerdem will ich ein Schwimmbaden hinter dem Haus haben – und dieser Weg muß in eine gute Fahrstraße umgewandelt werden.«

»Das alles in sieben Tagen?« Der Baumeister war entsetzt.

»Besser noch in sechs«, antwortete Lynne. »Entweder Sie übernehmen die Arbeit, oder ich suche mir einen anderen.«

»Aber Mr. Lynne, für das Geld, das Sie diese Sache kostet, können Sie eines der schönsten Häuser in Sunningdale kaufen –«

»Aber mir gefällt gerade dieses Haus«, entschied Lynne. »Ja, und noch etwas: das Haus muß sicher vor Schlangen sein.«

Er ließ die Blicke über sein kleines Besitztum schweifen. Der Zaun, der die Grenzen bezeichnete, wurde vom Geäst der Bäume verdeckt.

»Alle diese Tannen müssen abgeholzt werden, ich brauche eine klar übersichtliche Feuerzone.«

»Was für eine Zone?« stotterte der Baumeister fassungslos.

»Die eisernen Fensterläden müssen Schießscharten haben – ich vergaß, Ihnen das zu sagen. Geben Sie mal Ihr Notizbuch her.«

Er nahm dem Architekten das Buch aus der Hand und begann zu skizzieren.

»Diese Form und ungefähr diese Maße«, erklärte er und gab das Buch zurück. »Nehmen Sie den Auftrag an?«

»Gut, ich übernehme ihn. Ich kann Ihnen versprechen, daß das Haus in einer Woche fertig ist«, sagte der Mann, »aber es wird Sie enorm viel kosten.«

»Ich weiß, was mich die Sache kostet, wenn das Haus nicht fertig ist«, unterbrach ihn Clifford Lynne.

Er zog eine Brieftasche hervor und entnahm ihr zehn Scheine, jeden zu hundert Pfund.

»Wir brauchen keinen schriftlichen Vertrag, ich verlasse mich auf Sie. Heute ist Mittwoch, die Möbel werden am nächsten Dienstag ankommen. Lassen Sie in jedem Raum Öfen aufstellen und tüchtig durchheizen. Es kann sein, daß ich Sie eine Woche lang nicht sehe, aber hier haben Sie meine Telefonnummer.«

Er wandte sich zum Gehen: »Hier in dieser Richtung ziehen

Sie einen Graben bis zur Hauptstraße. Natürlich brauche ich ein Telefon, denken Sie daran, daß das Zuführungskabel unterirdisch gelegt sein muß – und zwar recht tief. Schlangen können nämlich graben!« fügte er leise hinzu.

Ohne noch ein Wort zu verlieren, stieg er in sein Auto und ratterte damit unter vielem Stoßen und Schaukeln die Straße hinunter. Dann war er den Blicken der Männer entschwunden.

»Ich werde in der nächsten Zeit wohl nicht viel zum Schlafen kommen«, murmelte der Baumeister, und damit hatte er recht.

Am nächsten Morgen regnete es, und es hatte den Anschein, daß es auch den ganzen Tag dabei bleiben würde. Das war wenigstens die Meinung von Mr. Narths Chauffeur, der gewohnt war, resigniert das englische Wetter zu beobachten.

Mr. Stephen Narth dagegen rühmte sich, überhaupt keine Notiz von der jeweiligen Witterung zu nehmen. Doch heute lag irgend etwas in dem dunklen Himmel und der düsteren Landschaft, das mit seiner geistigen Verfassung übereinstimmte und seine Niedergeschlagenheit noch vergrößerte.

Auf dem Weg in sein Büro sagte Narth sich immer wieder, daß doch gar kein Grund vorliege, nicht guten Mutes zu sein. Sicher waren die Erlebnisse des gestrigen Tages nicht dazu angetan, ihn besonders aufzumuntern, aber schließlich hatte Joan sich bereit erklärt, seinen Wünschen nachzukommen – und damit war die Bedingung des alten Bray erfüllt. Er konnte sich wirklich gratulieren.

Clifford Lynne bedeutete allerdings eine Beunruhigung – er war ihm ein Dorn im Auge. Merkwürdigerweise hatte das Auftauchen der Giftschlange in der Bibliothek Mr. Narths nicht besonders aufgeregt. Sicher war es sehr ungewöhnlich – aber er wußte nicht, daß Gelbköpfe giftig sind, und er wußte auch nicht, in welchem Zusammenhang die Übersendung dieses mysteriösen Kastens geschehen war. So griff Narth zu seiner üblichen Ausflucht – er versuchte, ein Problem zu vergessen, das er doch nicht aufklären konnte. Es war ja auch viel einfacher so. Die Lösung ging andere Leute an.

Für ihn selbst hatte der Vorfall nur die Bedeutung, daß der Teppich zur Reinigung gebracht werden mußte, wo auch die bei-

den kleinen Löcher ausgebessert werden sollten. Clifford Lynne nahm doch wohl alles viel zu theatralisch. Das war ein Lieblingsausdruck Stephen Narths, mit dem er alle Ereignisse des Lebens abtat, die besonders aufregend waren. Immerhin konnte es nun nicht mehr lange dauern – und dieser Gedanke versetzte ihn in bessere Laune –, bis das große Vermögen Joe Brays in seinen Händen war. Die Wolken, die am Tage zuvor noch den Horizont verdunkelt hatten, zerteilten sich. Jetzt blieb ihm nur noch übrig, die Hochzeit möglichst zu beschleunigen, dann konnte er Joes Reichtümer in Besitz nehmen.

Narth war wieder heiterster Laune, als er durch den Privat-
eingang in sein Büro kam, und zeigte den beiden Männern, die ihn dort erwarteten, ein zufriedenes Gesicht. Major Spedwell rekelte sich im Sessel, eine Zigarre zwischen den Zähnen, während Mr. Leggat am Fenster stand. Er blickte in den strömenden Regen hinaus, die Hände auf dem Rücken verschränkt.

»Hallo, Jungens!« rief Narth jovial. »Sie sehen so vergnügt aus wie Leichenträger bei einer Beerdigung.«

Leggat drehte sich um.

»Weshalb sind Sie denn so gut aufgelegt?« erkundigte er sich.

Stephen Narth überlegte noch, ob er seine Kollegen völlig ins Vertrauen ziehen sollte. Denn mit dem Geld von Bray konnte er seine fragwürdigen Bekanntschaften abschütteln und zum Teufel jagen. Mit Geld konnte er auch die Vergehen der Vergangenheit bereinigen und wieder von vorn anfangen.

»Joe Bray ist tot«, polterte er dann aber doch heraus, »und hat mir den größten Teil seines Vermögens vermacht.«

Bevor er aber den Satz noch ganz ausgesprochen hatte, bereute er schon seine eigene Dummheit. Doch wenn Stephen erwartet hatte, daß diese Nachricht für die anderen eine Sensation bedeutete, so war er enttäuscht.

»So, so«, meinte Leggat sarkastisch. »Und wann werden Sie das Geld in die Hand bekommen?«

»In ein oder zwei Monaten«, antwortete Narth optimistisch.

»Ein oder zwei Monate bedeuten einen oder zwei Monate zu spät«, erklärte Major Spedwell. Dabei überzog sein dunkles Gesicht ein boshaftes Grinsen. »Ich habe heute morgen mit den Re-

visoren gesprochen. Unter allen Umständen müssen die fünfzigtausend Pfund bis morgen beigebracht werden.«

»Tatsächlich«, unterbrach ihn Leggat, »wir sind fertig, Narth. Wir müssen das Geld in den nächsten vierundzwanzig Stunden aufbringen. Wenn das Testament kein Wenn und Aber enthält, können Sie die Summe doch auf Grund der Dokumente leicht leihen. Oder ist eine Bedingung im Testament vorgesehen?«

Narth runzelte die Stirn. Wußte der andere etwas? Leggat sah ihm unverwandt in die Augen.

»Ja, es gibt eine Bedingung«, gestand Narth. »Aber die ist praktisch schon erfüllt.«

Leggat schüttelte den Kopf.

»Damit können Sie gar nichts anfangen«, sagte er. »Ist das Testament so abgefaßt, daß Sie morgen fünfzigtausend Pfund darauf leihen können?«

»Nein«, antwortete Narth kurz. »Ich kenne den tatsächlichen Wert des Vermögens noch nicht, und außerdem ist eine Bedingung –«

»Das habe ich mir gedacht!« sagte Spedwell. »So also ist die Lage, und sie ist äußerst gefährlich. Sie können nicht einen Penny auf ein Testament bekommen, in dem eine Bedingung enthalten ist, die noch nicht erfüllt wurde, und schon gar nicht auf ein Vermögen, dessen Umfang Sie nicht kennen. Ich wette, Sie haben noch nicht einmal eine Kopie des Testaments.«

Stephen Narth kniff die Augen halb zusammen.

»Sie reden wie ein Buch, Major«, knurrte er, »irgend jemand hat Ihnen offenbar mehr erzählt als ich selbst weiß.«

Major Spedwell drehte sich heftig um.

»Niemand hat etwas erzählt. Das einzige, was Leggat und mich interessiert, ist, ob Sie bis morgen fünfzigtausend Pfund aufreiben können. Und da wir wissen, daß Sie dazu nicht imstande sind, haben wir einen Ausweg gesucht, der Ihnen viele Unannehmlichkeiten ersparen wird. Wir haben nämlich unseren Freund St. Clay gebeten, hierherzukommen und mit Ihnen zu sprechen.«

»Ihr Freund St. Clay? Ist das der Mann, von dem Sie gestern sprachen?«

Plötzlich erinnerte sich Stephen Narth der Worte Clifford Lynnes: »Sie werden ihn morgen sehen.«

»Hat denn St. Clay so viel Geld, daß er es wegwerfen kann?«
Spedwell nickte langsam.

»Ja, er hat so viel Geld, und wenn Sie meinen Tip befolgen, Narth, wird er es sogar an Sie wegwerfen.«

»Aber ich kenne ihn doch überhaupt nicht. Wo soll ich ihn denn treffen?«

Spedwell ging auf die Tür zum Hauptbüro zu.

»Er wartet draußen. Wir wollten erst mit Ihnen sprechen.«

Stephen Narth sah ihn verwirrt an. Ein Mann, der fünfzigtausend Pfund zu verleihen hatte, wartete auch noch darauf, daß er sie los würde?

»Er ist hier?« fragte er ungläubig.

Major Spedwell öffnete die Tür.

»Hier ist Mr. Grahame St. Clay«, stellte er vor, und in das Büro trat ein tadellos gekleideter Gentleman.

Stephen Narth starrte ihn mit offenem Munde an, denn ohne jeden Zweifel war Grahame St. Clay ein Chinese.

7

»Mr. Gahame St. Clay«, stellte Spedwell den Fremden noch einmal vor, und mechanisch streckte Narth seine Hand aus.

Bis zu diesem Augenblick hatten für Stephen Narth alle Chinesen gleich ausgesehen. Aber als er in die dunklen Augen dieses Mannes sah, wurde ihm klar, daß er sich von allen anderen unterschied. Seine Augen standen weit auseinander, seine Nase war dünn und lang, und die schmalen Lippen waren anders geschnitten als bei seinen Landsleuten.

Der Besucher lächelte höflich: »Sie sind Mr. Narth? Ich bin erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich bin sicher, daß sie mir sehr nützlich sein wird.«

Seine Sprache war die eines wohlherzogenen Mannes mit jenem übertrieben gedehnten Tonfall und außerordentlich korrekter



Edgar Wallace

Die gelbe Schlange/ Der Engel des Schreckens/ Bei den 3 Eichen

Drei Romane in einem Band

Taschenbuch, Broschur, 560 Seiten, 11,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-442-55505-5

Portobello

Erscheinungstermin: Januar 2007

Zum 75. Todestag von Edgar Wallace – seine besten Krimis in neuer Ausstattung

"Zwei Stunden nach Sonnenuntergang wird Clifford Lynne durch das Tor des Wohltätigen Reises nach Siangtan kommen. Tötet ihn und bringt mir alle Papiere, die er bei sich trägt!" Clifford ist pünktlich - doch er kommt durch das Mandarin-Tor. Die Mörder verfehlen ihn. Ihr Meister meint lakonisch: "Es gibt viele Möglichkeiten einen Plan durchzuführen..."